

Leseprobe aus:

**Alexander Köhl**

**Opfertier**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# 1

Mit der Unbarmherzigkeit von Maschinen hackten sie ihre Mordwerkzeuge in das auf dem Boden liegende Zuckerstück. Unschlüssig, in welche Richtung er ausweichen sollte, blieb er stehen. Seinen Blick von dem furchteinflößenden Spektakel abwendend, schaute er in den Himmel, in die gräuliche, nach Osten ziehende Wolkenbank. Bereits als kleiner Junge war er in das Taubengeheimnis eingeweiht worden. *Hüte dich*, hatten sie mit erhobenem Zeigefinger gewarnt. *Hüte dich, dies Federvieh ist verflucht. Ist es ihnen erst einmal gelungen, einem jungen Burschen wie dir in den Kopf zu sehen, dann bist du verloren.*

Ängstlich richtete er seinen Blick wieder auf die pickenden Vögel am Laternenfuß. Ob sie die Gedanken alter Männer wohl ebenso lesen konnten? Ein plötzliches und lautes Gurren ließ ihn zusammenzucken. Staunend verfolgte er das kleine Wunder, das sich zu seinen Füßen vollzog. Wie durch einen Wink des Herrn erhoben sich die Tauben und entschwanden eine nach der anderen in die kühle Herbstluft.

Erleichtert humpelte er die Straße hinunter. Schritt für Schritt begleitete ihn buntes Laub, das in Wolken um seine Füße wirbelte. Ein paar Ecken weiter kam er an einem Buchladen vorbei. Bücher – ja, das kannte er. Angezogen von den farbenfrohen Umschlägen im Schaufenster, blieb er stehen. Unwillkürlich musste er lächeln, als sein Spiegelbild auf der Scheibe auftauchte. Zaghafte strich er sich über

den lichten Kranz aus Haaren. An seinem Mantel fehlten die beiden mittleren Knöpfe. Darunter lugte der blaue Strickpullover hervor, den er vor langer Zeit geschenkt bekommen hatte.

Eine seiner seltenen und fernen Erinnerungen stahl sich in seinen Kopf. Sein Neffe, seine Mutter, Schwester Marianne. Ja, die Schwester war's. Die wollte, dass er den Pullover endlich wegwarf, in den Mülleimer steckte und sich einen anderen besorgte. Weil am Bündchen Fäden hingen. Fäden, mit denen er sich an Türgriffen verfing und die ihn dort wie einen Fisch an der Angel gefangen hielten.

Der Bauch der Buchhandlung war erfüllt von einem süßlichen Duft. Ein wohliger Geruch, der ihm vertraut war. Schnuppernd stellte er sich vor einen Büchertisch. Unsicher schaute er über seine Schulter, bevor er sich traute, nach einem der Bände zu langen. Als er mit dem Daumen über die Seitenränder fuhr, gab das Papier ein leises Flattern von sich.

«Kann ich Ihnen behilflich sein?»

Eine fremde Stimme, die auf einmal von hinten auf ihn eindrang. Drei, vier Sekunden lang verharrte er mit eingezogenem Kopf, dann drehte er sich langsam um. Der Mann, der ihn durch große Brillengläser ansah, lächelte freundlich.

«Mein Herr, kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?»

«Behilflich sein?»

«Ja, suchen Sie etwas Bestimmtes?»

«Frieden», war, was ihm spontan dazu einfiel.

«Meinen Sie etwa *Krieg und Frieden* von Leo Tolstoi?»

«Nein, Frieden», wiederholte er nun etwas sicherer und

deutete auf sein schmerzendes rechtes Knie. Die Miene des freundlichen Mannes trübte sich, als er an ihm heruntersah. Seine Hose hatte am Knie einen Riss. Den hatte er sich zugezogen, als er beim Davonlaufen gestürzt war. Blut sickerte noch aus der Wunde und verfärbte den Stoff dunkel.

«Sind Sie verletzt? Soll ich Ihnen ein Pflaster holen?»

Mit zusammengekniffenen Lidern schüttelte er den Kopf, so lange, bis ihm schwindelig wurde. Als er die Augen wieder öffnete, waren alle Konturen um ihn herum verschwommen. Die Regale, der Mann, die Kasse und die Lampe. Doch dann, als die Gegenstände wieder an Schärfe gewannen, fiel sein Blick auf etwas, das er kannte. Ein freudiges Kribbeln durchströmte ihn, als er auf das Buch deutete.

«Wollen Sie etwa eine Bibel kaufen?»

Er nickte.

«Ein wunderschönes Exemplar. Eine Einheitsausgabe mit Ledereinband und modernen Illustrationen. Darf ich Ihnen die Heilige Schrift gleich einpacken?»

Hastig riss er dem Mann das Buch aus der Hand und lief, so schnell er mit seiner Verletzung konnte, auf den Ausgang zu.

«Halt! Bleiben Sie stehen! Zahlen! Sie müssen noch zahlen!»

Der Mann bekam ihn am Mantel zu packen.

Das Buch fiel ihm aus der Hand, und als der Mann sich danach bückte, humpelte er zur Tür hinaus.

Es dauerte, bis er wieder zu Atem kam. Keuchend schielte er zu den Straßenmusikern an der Ecke, die mit bauchigen

Saiteninstrumenten und Klarinetten sentimentale Lieder spielten. Die Münzen im Instrumentenkasten funkelten verlockend. Diesmal jedoch widerstand er der Versuchung. Nachdem er einige Meter weitergelaufen war, spürte er, dass er Hunger bekam. Mit Sehnsucht dachte er an das Abendessen, das er verpasste. Sein Platz zwischen der pausbäckigen Frau und dem alten General mit dem langen seltsamen Namen würde leer bleiben. Namen! Sobald er sie genannt bekam, liefen sie wie Flüchtlinge vor ihm davon. Dabei waren gerade die Namen und die dazugehörigen Gesichter die größten Geheimnisse, die es in seinem Kopf zu hüten galt.

An einer Eckwirtschaft spähte er durch die Scheibe. Eine Schar Fremder hockte um die Tische. Essende und Trinkende, die er noch nie gesehen hatte. Unwillkürlich führte er, als würde er eine Gabel halten, seine Hand an die Lippen. Atem dampfte vor seinem Gesicht, als er kauend den Weg fortsetzte.

Hoch über dem Kopfsteinpflaster des Kirchplatzes thronte die Stiftsbasilika mit ihrem düsteren Arkadengang. Ehrfürchtig betrachtete er das Bauwerk, das er seit vielen Jahrzehnten kannte. Schon seit er aus dem Auto gestürzt war, hatte es ihn, wie von einer unsichtbaren Schnur geführt, hierhergezogen.

Nachdem er eine Weile im nur von Kerzenlicht beleuchteten Kirchenschiff gesessen hatte, verfang sich in seiner Nase erneut ein Geruch, den er kannte. Nicht so süßlich wie der bei den Büchern, aber mindestens ebenso vertraut. Es roch nach einem Busch oder Zweig, der verbrannt worden war. Rauch, dachte er, so wie er bei Totenmessen ver-

strömt wird. Trotz des Duftes, der ihn ans Sterben erinnerte, und der Kälte, die von den Mauern abstrahlte, fühlte er sich auf einmal geborgen. Mit feucht glänzenden Augen schaute er nach vorne auf den Hauptaltar im Kirchenchor. Er lächelte, dann stimmte er das Kyrie an. Hoch und klar kamen die Verse über seine Lippen. Beim letzten *Herr, erbarme dich* spürte er, wie sich sanft eine Hand auf seine Schulter legte. Eine Männerhand, die ihm vertraut vorkam. «Na, mein Alter», flüsterte eine Stimme in seinem Rücken. «Da bist du ja. Kannst es eben nicht lassen. Wusste doch, dass ich dich in einer der Kirchen finde. Komm, jetzt wird's aber Zeit, dass wir uns auf den Weg machen.»

Böiger Wind schlug ihnen entgegen, als sie in der einsetzenden Dämmerung am Rathaus vorbei den Dalberg hinterliefen.

## 2

Einen Moment lang wandte Hauptkommissar Robert Basler den Blick vom Obduktionsbericht und schaute aus dem Fenster. Blätter von Rotbuchen und Ahornbäumen tanzten in der Luft. In den letzten Tagen hatte sich das Hoch eines herrlichen Altweibersommers leise, aber bestimmt verabschiedet und einem von Westen einziehenden Atlantiktief die Regie überlassen.

Ursprünglich hatte er nach Dienstschluss in die Innenstadt fahren wollen, der Fußgängerzone einen Besuch abstatten, in der Hoffnung, in einem der Schaufenster das rettende Etwas zu entdecken. Ein Geschenk, das er Nina an ihrem Geburtstag hübsch verpackt auf den Frühstückstisch legen konnte. Doch vor etwa einer Stunde hatte Kollege Paulson den Obduktionsbericht hereingereicht. Beim Lesen des Ergebnisses hatte er ein seltsam tiefes Gefühl der Erleichterung verspürt. Dr. Breuer, der Rechtsmediziner, konnte in der Leichensache Roswitha Möckel Fremdeinwirkung ausschließen.

Dana Möckel log also nicht, was den Tod ihrer altersschwachen Mutter betraf. Auf den Tag genau vor einer Woche war in der Dienststelle gegen 19 Uhr die Meldung des Notarztes eingegangen. Eine alte Frau aus der Herrleinstraße sei in der Badewanne ihrer Wohnung ertrunken, während die Tochter im Wohnzimmer mit ihrem Freund telefoniert habe. Eigenartig war das schon. Zumal sich tags darauf herausstellte, dass die Verstorbene ihrer Tochter ein

beachtliches Erbe, bestehend aus einem Bank- und Aktien-guthaben von über einer halben Million Euro, hinterließ und zudem ein Nachbar zu berichten wusste, dass Töchterchen Dana bis zur Halskrause in Schulden stecke und un-mittelbar vor der privaten Insolvenz stehe.

Angeblich hatte es Roswitha Möckel zu Lebzeiten abge-lehnt, ihre Tochter finanziell zu unterstützen, da diese Geld, sobald sie über welches verfügte, mit vollen Händen hinaus-werfen würde. Im Grunde passte alles zusammen. Ein Mo-tiv wie aus dem Lehrbuch. Das kaltherzige Luder von Mut-ter für eine Minute mit dem Kopf unter Wasser drücken, und sämtliche finanziellen Probleme waren gelöst. Der ein-zige Zeuge, den es gab, war der ergebene Freund am Ende der Strippe.

Doch Basler hatte der jungen Dana geglaubt, als sie ihn bei der Befragung hilfesuchend angesehen hatte. Auch ihren Selbstvorwürfen, die badende Mutter vernachlässigt zu haben und, während diese elendig erkrankt, mit ihrem Freund über Besuche in Frankfurter Clubs geplaudert zu haben, hatte er Glauben geschenkt.

Hauptkommissarin Liebmann hingegen hatte diesbe-züglich ihre Zweifel gehegt. Und die neue Kollegin, die, vom Gros der Abteilung emsig wie eine Bienenkönigin um-schwärmt, erst die zehnte Woche im K1 Dienst tat, hatte ihre Meinung in etwas undiplomatischer Weise kundgetan. Am Ende einer zähen Debatte hatte sie ihm murmelnd fehlende Objektivität unterstellt, und als er nachgehakt hatte, was sie denn damit meinte, hatte sie doch tatsächlich behauptet, dass er sich von ein paar gezielt eingesetzten Augenaufschlägen dieses Früchtchens beeindrucken ließ.

Was ihn bei Liebmanns Äußerung gelinde gesagt auf die

Palme brachte, war das, was von ihr unausgesprochen geliebt war, von dem er sich aber sicher war, dass sie es dachte: nämlich dass er, als in einem Forsthaus wohnender Hinterwäldler, schon Wallungen bekam, wenn er nur ein weibliches Wesen sichtete.

Dabei las er tatsächlich aus Danas Blicken, dass sie nicht log. Aber das hatte keineswegs mit koketten Augenaufschlägen zu tun. Der jungen Frau fehlte einfach das nötige schauspielerische Talent, und außerdem verfügte sie nicht über die Kaltblütigkeit, die eigene Mutter zu ermorden – das sagte ihm schlichtweg seine Menschenkenntnis.

Vielleicht wollte Liebmann ja etwas zu schnell ihren ersten Ermittlungserfolg bei ihnen am Untermain verbuchen? Dass er dieses Juwel, wie Kollege Henning Paulson sie euphorisch hinter ihrem Rücken feierte, an seiner Seite haben durfte, hatte er im Grunde seiner ehemaligen Kollegin Nina Gosh zu verdanken. Seit er und die halb indisch-, halb deutschstämmige Nina ein Liebespaar waren, hatte die Zusammenarbeit zwischen ihnen nicht mehr so reibungslos funktionieren wollen. Kritik war auf einmal persönlich genommen worden, und abends beim Essen hatte man über die kalt gewordene Mahlzeit Mordfälle endlos weiterdiskutiert. Vor drei Monaten hatte Nina dann die Entscheidung getroffen, Berufliches nicht weiter mit ihm zu teilen, und sich zum Raub versetzen lassen.

Nun hatte das *Juwel* Ninas Nachfolge im K1 angetreten. Frauke Liebmann war von Kaarst nach Aschaffenburg gezogen, weil ihr Mann im nahen Elsenfeld mit der Leitung einer Klinik für Kardiologie eine neue Herausforderung angenommen hatte.

In Gedanken noch seine Menschenkenntnis lobend, klappte Basler den Obduktionsbericht zu und legte ihn mitten auf Liebmanns Schreibtisch. Mittlerweile lohnte sich ein Besuch in der Innenstadt nicht mehr. Dafür konnte er sich auf einen gemütlichen Abend im Forsthaus freuen. Doch gerade, als er seine Outdoorjacke vom Türhaken nehmen wollte, klingelte das Telefon. Einen Moment lang überlegte er, es einfach zu ignorieren. Schließlich langte er doch nach dem Hörer. Ein Beamter der Zentrale teilte ihm mit, dass er eine Anruferin in der Leitung habe, die mit ihm sprechen wolle. Noch ehe er sich nach dem Anliegen der Dame erkundigen konnte, meldete sich eine nervös klingende Stimme, die sich als Tatjana Schad vorstellte.

«Mein Name, Herr Kommissar, der sagt Ihnen sicher nichts. Und zu tun hatten wir auch noch nie miteinander. Aber die *Residenz Sonnenblick* in Sasbach, die kennen Sie doch bestimmt? Ich arbeite dort als Pflegedienstleiterin.»

Basler kannte die Einrichtung vom Vorbeifahren und Hörensagen. Und er kannte Sasbach. Unter Schauern erinnerte er sich an den Exorzismusfall, in dem er vor eineinhalb Jahren ermittelt hatte. Ein religiöser Eiferer hatte eine Familie fest im Griff gehabt, die glaubte, ihre Tochter sei von Dämonen besessen.

«Verzeihen Sie, dass ich mich an Sie wende, aber ich wusste nicht, wen ich sonst hätte verlangen sollen. Ihren Namen kenne ich noch aus der Zeitung.»

Spontan spukte Basler der absurde Verdacht durch den Kopf, Frau Schad könnte ihn jetzt wieder auf eine Teufelsaustreibung im Spessart aufmerksam machen.

«Und ich dachte», hörte er sie weiterreden, «an der Zen-

trale wimmelt man mich bestimmt ab und sagt, dass ich noch warten soll.»

«Womit warten?», versuchte Basler dem Anliegen der Frau auf den Grund zu kommen.

«Na, ob er wieder auftaucht.»

«Wer auftaucht? Und jetzt erzählen Sie bitte mal ganz von vorne.»

Von den Feldern jenseits der Straße drang das sonore Bellen eines Hundes zu ihm durch.

«Einer unserer Senioren wird seit heute Nachmittag vermisst. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie er das *Sonnenblick* verlassen konnte.»

«Sind Sie denn sicher, dass er die Anlage verlassen hat?»

«Natürlich. Wo soll er denn sonst abgeblieben sein?»

«Na, innerhalb der Anlage. Vielleicht hält sich der Vermisste ja noch in einem Zimmer eines anderen Bewohners auf. Oder in einem der öffentlichen Räume.»

«Er ist nicht zum Essen gekommen, und da haben wir die ganze Anlage durchsucht.»

«Wie heißt der Mann denn?»

«Entschuldigen Sie. Das habe ich ganz vergessen zu sagen. Konstantin Faber. Herr Faber kann sich selbst nur noch schwer orientieren. Er leidet unter Alzheimer im Frühstadium. Und da kann man doch mit einer Anzeige nicht warten, bis es Nacht wird.»

Das hatte auch niemand von der Pflegedienstleiterin verlangt. Und eigentlich hätte Frau Schad auch wissen müssen, dass sie sich, ohne Scheu zu haben, bei der Polizei melden konnte und sogar musste.

«Hat Herr Faber Verwandtschaft in der Umgebung, zu der er unterwegs sein könnte?»

«Nein, nur einen Neffen, aber der wohnt in Berlin.»

«Gut, können Sie mir Herrn Faber denn ein wenig beschreiben?»

«Herr Faber ...», Basler hörte, dass Frau Schad leise schluckte, «Herr Faber ist meist etwas nachlässig gekleidet. Das liegt vielleicht daran, dass er nicht sonderlich vermögend ist. Und das wenige, was er an Geld besitzt, das spart er und steckt es in eine Art Geheimfach in seinem Allibertschränkchen. Heute Mittag, da bin ich ihm noch nach dem Essen beim Speisesaal begegnet. Da hatte er eine anthrazitfarbene Stoffhose und seinen marineblauen Pulli an. Der Pulli ist sein absolutes Lieblingsstück. Er trägt ihn beinahe täglich.»

«Und die Frisur?»

«Haare hat er kaum noch. Nur noch einen dünnen grauen Kranz um seinen Kopf.»

«Gibt es sonst noch irgendwelche besonderen Merkmale, die wir kennen sollten?»

«Welche besonderen Merkmale soll er denn haben?»

«Na, das frage ich ja Sie.» Baslers Blick streifte das Blatt, auf dem er den Namen notiert hatte. «Vielleicht hat Herr Faber ja Narben, eine auffällige Brille, einen Bart oder sonst irgendetwas, an dem man ihn erkennen könnte?»

«Ich weiß nicht so recht, aber Herr Faber hat panische Angst vor Tauben.» Einen Moment lang blieb es still in der Leitung. Dann vernahm Basler plötzlich ein leises, kaum wahrnehmbares Schluchzen am anderen Ende. «Ich ... ich mache mir solche schrecklichen Vorwürfe. Noch nie ... noch nie, seit ich im *Sonnenblick* arbeite, hat es so etwas gegeben. Dass einer unserer Senioren ausgebüxt ist. Nur einmal war unsere Frau Nonner für eine halbe Stunde weg.

Das hat schon genug Aufregung gegeben. Dabei hat sie nur im Lift den falschen Knopf gedrückt und sich im Keller verlaufen.»

«Nun beruhigen Sie sich erst einmal, Frau Schad. Vermisste Senioren tauchen in der Regel von allein wieder auf. In ihrer Hilflosigkeit wenden sie sich früher oder später an irgendjemanden. Wir werden trotzdem eine Radiodurchsage veranlassen. Vielleicht meldet sich ja jemand, der Herrn Faber gesehen hat. Eine abschließende Frage hätte ich allerdings noch. Haben Sie eine Idee, wie Herr Faber die Anlage verlassen hat? Und vor allem, wie er von dort fortkommen konnte? Immerhin liegt die *Residenz Sonnenblick* ziemlich abgeschieden.»